© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung in Lend im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert

Von Romana Filzmoser

Lend liegt etwa 60 Kilometer südlich von Salzburg im Salzachtal an der Mündung zur Gasteiner Ache. Um 1900 wurde in einer Phase des wirtschaftlichen Aufschwunges in dem kleinen Dorf im Gebirge eine Aluminiumfabrik errichtet. Die aus Zuwanderern rekrutierte Arbeiterschaft ließ die Bevölkerung rasch ansteigen. In der Folge entstand ein „Industrie-Ensemble" aus Werk und Werkssiedlung, welches den Ort bis heute prägt. Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist das Phänomen Gebirgsdorf als „Single Factory Village".

Nach der Einschätzung der Firmenchronisten handelte es sich bei den zugezogenen Arbeitern um Gebirgsbauern aus den umliegenden Tälern. Aufgrund von Meldezetteln aus der Zeit von 1910 bis 1941, die sich im Gemeindeamt Lend erhalten haben, konnte ein differenzierteres Bild der Lender Zuwanderung und Arbeiterschaft gezeichnet werden. Aus dem etwa 2500 Meldezettel umfassenden Bestand wurde eine zehnprozentige Stichprobe gezogen und deskriptiv statistisch ausgewertet. Der Schwerpunkt der Untersuchung lag deshalb bei der Zuwanderung nach Lend und der daraus erwachsenen Struktur der Lender Arbeiterschaft. Der folgende Beitrag will sowohl die Geschichte der Fabrik als auch die Ergebnisse der Diplomarbeit „Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung in Lend im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert" zusammenfassend beleuchten[1].

Von der Schmelzhütte zur Aluminiumfabrik — Lend als Wirtschaftsstandort

Lend war um 1900 eine Industrieenklave mit Tradition. Der wirtschaftliche Schwerpunkt Lends lag seit dem 16. Jahrhundert in der Metallverarbeitung. In der Gemeinde wurden die Edelmetalle aus den Rauriser und Gasteiner Revieren geschmolzen und verarbeitet sowie die Metallarbeiter und Bergleute versorgt[2]. Als Ende des 19. Jahrhunderts die letzte Schmelzhütte schließen musste, hatten sich die Lender bereits im Dienstleistungssektor spezialisiert. Die Postkutsche war die einzige Möglichkeit ins Gasteiner Tal zu gelangen. Auf der 100 Kilometer langen Strecke von Salzburg nach Bad Gastein fungierte Lend als Umsteigestation. Mit der Eröffnung der Gisela-bahn von Salzburg nach Innsbruck 1875 wurde Lend mit der Station „Lend-Gastein" zum Portal ins Gasteiner Tal. Die Kurregion hatte internationale Bedeutung erlangt[3]. Als 1905 die Tauernbahn eröffnete, hatten die Postpferde ausgedient und damit auch die Funktion der Gemeinde als Raststa-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

tion. Der Bau der Tauernbahn brachte für kurze Zeit Arbeit. Am Bau der Bahnstrecke im Gasteiner Tal waren bis zu 4000 Arbeiter beteiligt, in Lend liefen die Versorgungsstränge zusammen[4]. Der Bauabschluss musste als wirtschaftliche Katastrophe empfunden worden sein.

Mit der Gründung der Aluminiumfabrik knüpfte Lend unterdessen an die metallverarbeitende Tradition der Gemeinde an. Aus der Zeit der Schmelzhütten hatte sich eine ausbaufähige Infrastruktur erhalten. Durch die Anbindung an das Schienennetz war die Gemeinde als Transitort zwischen Ost und West überregional bekannt. Außerdem hatte sich Lend als flexibel erwiesen, wenn es galt, sich neuen wirtschaftlichen Situationen anzupassen.

Die Herren aus der Schweiz — Die AIAG und Geschichte der Fabrik

Als die Schweizer „Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft" (AIAG) Neuhausen um 1900 ausgerechnet im Pinzgauer Lend eine Filialfabrik errichtete, steckte die Aluminiumindustrie noch in den Kinderschuhen. Wenige multinational agierende Konzerne prägten den jungen Zweig und lieferten sich von Anfang an rigide Kämpfe um Preispolitik und Rohstoffressourcen[5]. In diesem Zusammenhang ist die Gründung der Lender Fabrik zu sehen: Die Gründung eines Standortes in der k.k. Monarchie sollte die Patentrechte der AIAG schützen und ein Monopol garantieren. Die Wahl Lends kam von österreichischer Seite, was an den Versuch eines Industrialisierungsimpulses für das wirtschaftlich vernachlässigte Westösterreich denken lässt[6]. Die Standortwahl hing mit der Anbindung der Gemeinde an das Eisenbahnnetz und den vorhandenen Naturressourcen zusammen. Die Wasserkraft der Gasteiner Ache garantierte den für die Aluminiumerzeugung benötigten hohen Energiebedarf. Die Lender Fabrik wurde konzipiert, um die Monarchie, den Nahen Osten, Russland und den Balkan als Absatzmärkte zu erschließen und deren Aluminiumbedarf zu decken[7]. Tatsächlich blieb Lend bis zur Gründung der Aluminiumhütte in Steeg 1916 das einzige Werk der Habsburgermonarchie[8].

1897 erwarb die AIAG die Gebäude der ehemaligen Schmelzhütte und die Wasserrechte in Lend, 1898 wurde mit dem Bau der Aluminiumfabrik begonnen. 1899 war das Wasserkraftwerk an der Gasteiner Ache fertig gestellt. Damit konnte die Aluminiumfabrik in Betrieb genommen werden. Die Produktion von 200 Tonnen Aluminium im ersten Betriebsjahr konnte bis 1901 auf 500 Tonnen und 1903 auf 700 Tonnen gesteigert werden[9]. Die Wasserkraft der Gasteiner Ache erwies sich allerdings als unberechenbar. Hochwasser im Sommer und Trockenheit im Winter verhinderten die konstante Versorgung der Anlage mit Energie. Deshalb entschloss sich die AIAG 1902 zur Errichtung eines Ergänzungswerks in der Kitzlochklamm im Rauriser Tal. Diese erste Großkraftanlage der k.k. Monarchie versorgte die Aluminiumfabrik ab 1903 mit Energie[10]. In Folge der neuen Kapazitäten

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

wurde eine zweite Ofenhalle errichtet[11]. Durch die gesicherte Energieversorgung konnte die Lender Alumininumfabrik am „Aluminiumboom" seit 1904 teilnehmen. Die Produktion stieg nun rasch von rund 1020 Tonnen Aluminium im Jahr 1904 auf etwa 2010 Tonnen 1907[12]. 1905 waren bereits 352 Arbeiter beschäftigt[13]. Die Produktionsmenge von ca. 2000 Tonnen Aluminium jährlich konnte bis 1914 gehalten werden. Neben Kalziumkarbid wurde hauptsächlich Aluminium in Platten und Barren produziert[14].

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs kam die Produktion der Aluminiumfabrik zunächst zum Stillstand[15]. Die Mobilisierung der Truppen und der Übergang zur Kriegswirtschaft hatten die Wirtschaft gelähmt und den Güterverkehr stark eingeschränkt. Die Aluminiumfabrik konnte nicht mehr mit Rohstoffen versorgt werden[16]. Das Embargo der Entente hatte die Buntmetall- und Rohstoffversorgung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns unterbunden[17]. Besoners bei Kupfer waren beide Länder von Importen abhängig. Dennoch lief die Reglementierung von kriegswichtigem Material in der k.k. Monarchie nur zögerlich an, denn man rechnete mit einem kurzen Krieg[18]. Zur Güterversorgung wurden seit 1915 Zentralen eingerichtet, von denen die Metallzentrale notgedrungen am raschesten handeln musste. Denn bereits im zweiten Kriegsjahr war es zu gravierenden Engpässen in der Kupferversorgung gekommen. Nach dem Vorbild der deutschen „Kriegs-Metall AG" unter Walter Rathenau (1867–1922) gründete die „Oesterreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe" die „Metallzentrale A.-G. Wien"[19]. Zunächst privat organisiert, geriet sie nach und nach unter die Kontrolle des Militärs[20]. Die Zentrale war für die Beschaffung von Rohstoffen und deren Ersatz verantwortlich. Um die Verteilung zu gewährleisten, musste sie die nötigen Arbeitskräfte und den Transport organisieren. Vor allem ging es um die kriegswichtigen Metalle Eisen und Aluminium, da weder Österreich-Ungarn noch das Deutsche Reich über die nötigen Kupfervorräte verfügten[21]. Aluminium war billiger und ergiebiger als Eisen. Anstatt als Ersatzmetall zu dienen, kam es allerdings bald in der Rüstungsindustrie und im Transportwesen zum Einsatz[22]. Die Lender Aluminiumfabrik wurde deshalb relativ früh der Kontrolle der Metallzentrale unterstellt[23]. Denn die Produktion musste so schnell wie möglich wieder aufgenommen werden und es galt, die Rohstoffversorgung zu regeln. Vor dem Krieg hatte die Fabrik ihr Bauxit aus Laibach bezogen. Der Kriegsbeginn hatte die Produktion in der Tonerdefabrik auf ein Minimum sinken lassen. Die Lender Aluminiumfabrik und die Laibacher Tonerdefabrik wurden zügig unter militärische Kontrolle gebracht und wieder in Betrieb gesetzt. Nachdem die Rohstoffversorgung zentralisiert war, konnte für eine Ausweitung der Kapazität von Lend gesorgt werden und die Produktion wurde auf 3000 Tonnen Aluminium gesteigert[24]. Den reichen Bauxitvorkommen Österreich-Ungarns stand die einzige Tonerdefabrik in Laibach gegenüber. Das Bauxit musste nach Deutschland exportiert werden, welches einen Teil wieder als Tonerde nach Lend lieferte[25]. Allein konnte die Lender Fabrik den Aluminiumbedarf während des Krieges nicht decken.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Erst 1916 entstand eine zweite Aluminiumhütte in Steeg in Oberösterreich, welche über eine ausreichende Stromversorgung und eine eigene Tonerdefabrik verfügte[26]. Auch die Lender Fabrik konnte die nötige Elektrizität von dort beziehen[27]. Trotz der Aufsicht der Metallzentrale kam es in den letzten beiden Kriegsjahren zu ständigen Versorgungsproblemen. Seit 1917 konnte nur mehr die Hälfte der Produktionskapazität ausgeschöpft werden[28]. Nach dem Abzug der vom Militär gestellten Schutztruppe für das Werk kam der Betrieb vollständig zum Erliegen[29].

Erst 1920 konnte die Aluminiumproduktion wieder aufgenommen werden. Zwei Jahre nach Kriegsende war jedoch nur die Rohstoffversorgung wieder geregelt. Die Anlagen der Fabrik waren 20 Jahre alt und arbeiteten nicht mehr wirtschaftlich. Die Fabrik brauchte eine Runderneuerung, die sich bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ziehen sollte. Besonders renovierungsbedürftig war die Karbidanlage[30]. Als in den ersten Nachkriegsjahren die Möglichkeiten der Produktion eingeschränkt waren und die Nachfrage nach Aluminium infolge des wirtschaftlichen Zusammenbruchs stark zurückgegangen war, hatte die Karbidproduktion die Rentabilität der Fabrik getragen[31]. Nachdem die Aluminiumfabrik wieder leistungsfähig war, erwies sich nun die Karbidanlage als unrentabel. Statt einer Erneuerung der Anlage wurde die Produktion sukzessive reduziert, bis sie schließlich 1938 eingestellt wurde. Die Aluminiumfabrik selbst sollte in Verbindung mit einer Kapazitätsteigerung erneuert werden. Bereits die erzwungene Produktionserweiterung während des Ersten Weltkriegs ließ den Betrieb an seine Grenzen stoßen. Für eine Ausdehnung der Anlage war nicht genug Energie vorhanden. Die veralteten Generatoren und Transformatoren führten häufig zu Betriebsstörungen, die Fernleitung zum Kraftwerk Kitzloch musste erneuert werden[32]. Um die Fabrik während der Umbauarbeiten in Betrieb zu halten, musste Energie angekauft werden. Seit 1925 garantierte ein Vertrag mit der „Salzburger Aktiengesellschaft für Elektrizitätswirtschaft" (SAFE) den stabilen Betrieb und hätte die Renovierung und Erneuerung der Anlagen erlaubt[33]. Tatsächlich kam aber bis 1938 nur der Ausbau des Kraftwerks in Lend zustande. Die geplanten Erneuerungen der Aluminiumfabrik wurden erst nach dem Anschluss an das Deutsche Reich 1938 verwirklicht[34]; vermutlich hat die Weltwirtschaftskrise die Baupläne der Zwischenkriegszeit zunichte gemacht[35]. Infolge der Krise fielen die Erträge um mehr als ein Drittel. Die Metall- und Eisenindustrie und das Baugewerbe hat es in Österreich am schlimmsten getroffen[36]. Im Gegensatz zum Deutschen Reich erholte sich die österreichische Aluminiumindustrie nur langsam von der Krise. Während sich die Produktion in der Mutterfabrik in Neuhausen und in den meisten Filialbetrieben bereits wieder dem Normalmaß näherte, lief die Lender Produktion bis 1935 auf einem Minimum[37].

Der Anschluss an das Deutsche Reich 1938 wird in der Firmengeschichte als eine Phase des Aufschwungs nach langen Krisenjahren für den Aluminiumkonzern dargestellt[38]. Die AIAG wandelte ihre Filialbetriebe in unabhängige Tochtergesellschaften um, die Lender Fabrik wurde zur „Salzburger

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Aluminium-Gesellschaft m.b.H. Lend" (SAG)[39]. Infolge des Baues zweier neuer Produktionshallen konnte die Jahreskapazität auf 7000 Tonnen Aluminium gesteigert werden. Damit einher ging die Erneuerung bzw. der Neubau von Verwaltungs- und Gemeinschaftsgebäuden sowie der Neubau einer Arbeitersiedlung in Schwarzach[40]. 1945 musste der Betrieb aufgrund der ausbleibenden Rohstoffversorgung bis 1947 eingestellt werden. In der dritten Umbauphase des Werks in den fünfziger Jahren erfolgte der Ausbau des Kraftwerks in Kitzloch sowie die Installation einer neuen Generation von Elektrolyseöfen, welche die Jahresproduktion seit 1963 auf 12.000 Tonnen Aluminium steigern konnten[41].

Wilde Kerle aus dem Gebirge? — Die Arbeiterschaft

„In ihrer Organisation hielt die AIAG von Anfang an auf Klarheit, Übersichtlichkeit und straffe Organisation. Ihre Aluminiumhütten erhielten ausnahmslos die Rechtsform von Filialen, und Finanzwesen, Ein- und Verkauf sowie technische Planung und Aufsicht wurden durch die Zentralverwaltung ausgeübt", heißt es in der Betriebsgeschichte[42]. Die Führungskräfte der Lender Aluminiumfabrik kamen deshalb bis 1938 aus der Neuhausener Mutterfabrik. Häufige Wechsel in der Betriebsführung verstärkten die Verbindung zur Konzernleitung und garantierten die Kontrolle der Filiale[43]. Gleichzeitig ermöglichte diese Betriebspolitik die rasche Verbreitung von Neuerungen in der Fabriksführung und im Produktionsablauf, so dass von einer Verbindung von „vertikalem" Technologietransfer innerhalb des Betriebs und „horizontalem" Transfer zwischen der Mutterfabrik und den Filialen gesprochen werden kann[44].

Über die Betriebsführung heißt es in der Firmengeschichte, dass „[...] mit besten Produktionsmitteln und Rohstoffen, die auch die Verwendung einer grossen Anzahl ungelernter, billiger Arbeitskräfte zulassen" würden, „Produkte in grossen Mengen" hergestellt werden sollen, „die sich für einen gleichmässigen, fortgesetzten Betrieb eignen und keine schwierigen Anpassungen an wechselnde Verhältnisse erfordern"[45]. Um die nötige Menge an „billigen und ungelernten" Arbeitern zu rekrutieren, erschienen in ganz Österreich Inserate[46]. Nach der Einschätzung von Walther Meier stammte der Großteil der Arbeiterschaft „aus den bäuerlichen Hochtälern" und musste erst „für die industrielle Arbeit herangezogen und angelernt werden"[47]. Der Schweizer Konzern sah sich anscheinend mit „unzivilisierten" Arbeitern konfrontiert[48]. Die Zahl der Arbeiter schwankte von der Gründung der Fabrik bis zum Ersten Weltkrieg zwischen 200 und 350. Je nach Auftragslage und Kapazität wurden Arbeitskräfte eingestellt und wieder entlassen. Bis zur Fertigstellung des Kraftwerks in der Kitzlochklamm 1904 waren die Fluktuationen während des Jahres wegen der häufigen Betriebsstörungen sehr hoch.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Nachdem die Energieversorgung, das heißt die technischen Schwierigkeiten, gelöst waren, ging die Direktion an die Reorganisation der Betriebsstruktur. 1904 trat Paul Wüscher die Nachfolge von Werkdirektor Wilhelm Wiederkehr an. Mit ihm dürfte ein Teil der Führungskräfte ausgetauscht worden sein. Der „Salzburger Wacht" ist zu entnehmen, dass ein neuer Betriebsleiter im selben Jahr nach Lend gekommen war[49]. Die Arbeiter klagten über die sich häufenden Entlassungen und die gestiegene Arbeitsbelastung, außerdem litten sie unter immer neuen Schikanen der Werksmeister[50]. Die Schilderungen in der „Salzburger Wacht" lassen vermuten, dass der neue Betriebsleiter Rationalisierungsmaßnahmen einführte. Sylvia Hahn konnte zeigen, dass die „wissenschaftliche Betriebsführung" bereits vor ihrer Einführung durch den „Taylorismus" in österreichischen Betrieben Eingang fand[51]. Die Klagen über die Intensivierung der geforderten Produktionsleistung und die verstärkten Kontrollen der Werksleitung deuten auf ähnliche Bemühungen in der Lender Fabrik hin[52].

Die Zusammensetzung der Arbeiterschaft während des Ersten Weltkriegs kann nicht mehr rekonstruiert werden. In der Firmengeschichte wird der ständige Arbeitermangel während des Krieges beklagt[53]. In Erwartung eines kurzen Krieges waren viele Facharbeiter aus den kriegswichtigen Industriezweigen eingezogen worden. Wahrscheinlich wurde der Betrieb in der Aluminiumfabrik durch einen verstärkten Einsatz von Kriegsgefangenen aufrecht erhalten[54]. Überliefert ist der Einsatz von Kriegsgefangenen aus Russland, Polen und Frankreich auf Fotografien aus dem Jahr 1915[55].

Bei der Wiederaufnahme des Betriebs im Jahr 1920 beschäftigte die Fabrik 200 Arbeiter. Bis 1925 stieg deren Zahl auf 250, 1929 hatte die Fabrik mit 500 Arbeitern ihren bislang höchsten Beschäftigtenstand erreicht. Die Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre traf die Aluminiumfabrik mit voller Wucht. In Österreich erreichte die Wirtschaftskrise ihren Höhepunkt in den Jahren 1933 und 1934. In Salzburg war sie wegen des Fremdenverkehrs und wegen der vorwiegend export-orientierten Industrien früher spürbar[56]. Die Aluminiumfabrik hatte die meisten Entlassungen allerdings schon vor 1933 vorgenommen und erholte sich bis 1938 nur langsam von der Krise[57]. Im Zweiten Weltkrieg stieg der Beschäftigungsstand im Zuge der Kriegsmobilisierung auf rund 700 Arbeiter. Wieder wurden verstärkt ausländische Zwangsarbeiter aus Frankreich, Italien, Polen und Russland eingesetzt, darunter auch Frauen. Im Oktober 1945 war die Zahl der Arbeiter auf 165 gesunken[58]. Im Zuge der Ausbauarbeiten in der Nachkriegszeit erreichte die Zahl der Beschäftigten 1952 einen Höchststand von 563 Arbeitern und Angestellten[59].

Mobilität

„Geographic mobility was concentrated in years of major life-course transitions, leaving long periods of relative residential stability in childhood and during adult years."[60] Im Wesentlichen trifft die Beschreibung der Duisburger Migranten von James H. Jackson auch für Lend zu. Die Zuwan-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

derer waren vorwiegend männlich, jung, ledig und kinderlos, sie entsprachen damit dem Sozialprofil der Metallindustrie[61].

Robert Hoffmann hat die Mobilität in den Salzburger Durchgangstälern als eine „gesellschaftliche Grunderfahrung" bezeichnet[62]. Auch die Lender Aluminiumfabrik konnte ihren wachsenden Bedarf an Arbeitskräften nur durch den Zuzug von außerhalb bewältigen. Die notwendige Flexibilität gegenüber dem Markt und der Auftragslage ging in Form schwankender Fluktuationen zu Lasten der Arbeiterschaft. Das heißt, je nach Auftragslage und Auslastung wurden Arbeitskräfte eingestellt oder entlassen. Trotz dieser Unsicherheit bestand die Möglichkeit auf länger- oder kurzzeitige Arbeit. Und nicht nur in der Fabrik, auch auf den Baustellen wurden immer wieder Arbeitskräfte eingestellt[63]. Durch die Anbindung an die Eisenbahn war Lend gut zu erreichen und war damit sicherlich für viele Arbeitsuchende eine Station[64].

Walther Meier beschrieb in der Firmengeschichte der AIAG die rekrutierten Arbeiter als „meist aus bäuerlichen Hochtälern stammende Leute"[65]. Im Folgenden wird zu zeigen sein, dass sich die Arbeiterschaft keineswegs aus Gebirgsbauern zusammensetzte.

Zumindest zwischen den 1920er- und 1940er-Jahren war ein Drittel der Zuwanderer innerhalb eines Radius von 50 Kilometer geboren worden. Rund 40 Prozent der Migranten kamen dabei aus dem Land Salzburg. Die von Robert Hoffmann gezeigte „demographische Barriere" zwischen der Stadt Salzburg und den Gebirgsgauen war auch in Lend spürbar: nur rund 3 Prozent waren in der Landeshauptstadt geboren[66]. Die Nachbarbundesländer Oberösterreich, Steiermark, Tirol und Kärnten stellten ein weiteres Drittel der Zuwanderer, wobei die Oberösterreicher deutlich am stärksten vertreten waren[67]. Zusammenfassend ist zu sagen, dass der Großteil der Migranten aus der westlichen Reichshälfte der ehemaligen k.k. Monarchie stammte.

Ein Zehntel der Zuwanderer stellten die Fernwanderern aus den östlichen Bundesländern Österreichs, aus Böhmen, Mähren und Rumänien sowie Italien im Süden und Frankreich im Westen. Knapp die Hälfte dieser Fernwanderer kam aus der Schweiz und aus Deutschland, den anderen Standorten der AIAG. Vermutlich kamen diejenigen, die große Entfernungen zurückgelegt hatten, als Spezialisten nach Lend. Höhere Angestellte und Ingenieure kamen aus der Schweiz und aus Deutschland. Werksleiter und Facharbeiter wurden sicherlich auch in den metallverarbeitenden Zentren Niederösterreichs angeworben. Die Zuwanderer setzten sich keineswegs ausschließlich aus Gebirgsbauern zusammen. In der Gegenüberstellung von Nahwanderung und der Migration über größere Distanzen trifft deshalb die Einschätzung Jacksons auch für Lend zu: „Duisburg's migrants came closest to arranging themselves in a hierarchy from high-status, long-distance migrants to lower-status, shortdistance movers."[68] Lend war für viele Migranten nur eine Etappe. Gerade in wirtschaftlichen Krisenzeiten wie in den frühen dreißiger Jahren wanderten viele auf der Suche nach Arbeit von Ort zu

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Ort. Ein Fünftel der Zuwanderer war zum Beispiel außerhalb eines Radius von 300 Kilometer geboren und war über mehrer Etappen nach Lend gekommen.

Die Analyse der Aufenthaltsdauer der Migranten konnte dies empirisch belegen: 44 Prozent der Zuwanderer verließen Lend innerhalb eines Jahres, ein weiteres Viertel nach einem Jahr. Länger als 10 Jahre — die Frist um das Heimatrecht zu erlangen — blieben nicht mehr als 3,8 Prozent[69]. In den Meldzetteln wurde jeder Zu- und Umzug erfasst. Dadurch konnte die Vermutung einer „Step-by-Step" Wanderung erhärtet werden. Denn der Vergleich von Geburtsort, letzter Meldeadresse und Abmeldeadresse hat bestätigt, dass sich der Großteil der Migranten innerhalb eines Radius von 50 Kilometer bewegte.

Die Tendenz zu kurzen Intervallen zwischen dem Arbeits- und Wohnungswechsel betraf sowohl die Fachkräfte als auch die ungelernten Arbeiter. James Jackson hat neben den klassischen „Push- and Pull" Modellen auf die persönlichen Bedürfnisse der Migranten in ihrem jeweiligen Lebensabschnitt hingewiesen. Der Großteil der Zuwanderer stand als junge Erwachsene vor der Familiengründung, durch die Wanderungen potenzierten sich für junge Arbeiter die Möglichkeiten hinsichtlich Beruf und Heiratsmarkt[70].

Zusammen mit den Ergebnissen der Volkszählung von 1934 wurde auch die wirtschaftliche Bevölkerungsverteilung in den Gemeinden veröffentlicht. Damit sind für Lend Aussagen in einer durch die Meldezettel-Stichprobe quantitativ am besten erfasste Zeit möglich[71]. Erwartungsgemäß dominierte der industriell-gewerbliche Sektor. Der Tertiärsektor beschäftigte 17,1 Prozent der Lender Bevölkerung, die Landwirtschaft war mit 2,9 Prozent verschwindend gering vertreten. Der Vergleich mit der Stichprobe aus den Meldezetteln zeigte, dass der Sekundärsektor bei den männlichen Zuwanderern dominierte, wobei sich die metallerzeugende und -verarbeitende Industrie mit 51,1 Prozent und das Baugewerbe mit 12,1 Prozent deutlich hervorhoben. Die Zuwanderer aus der Land- und Forstwirtschaft sahen sich wohl aufgrund des geringen Bedarfs mit nur insgesamt 6,9 Prozent in der Minderheit. Dem Dienstleistungssektor gehörten 34,3 Prozent der Migranten an. Die Männer waren dabei am häufigsten im Verkehrswesen tätig, die Zuwanderinnen waren hauptsächlich im Gastgewerbe und als Dienstbotinnen beschäftigt[72].

Migranten in der Fabrik

Die Hälfte der Migranten hatte auf den Meldezetteln Berufe angegeben, welche auf die eine oder andere Weise mit der Aluminiumfabrik in Zusammenhang standen. Dabei handelte es sich meist nicht um spezifische Berufe. Indem sie sich als „Fabriksarbeiter" oder „Hilfsarbeiter" bezeichneten, klassifizierten sie sich als ungelernte Arbeiter und entsprachen damit der Firmenpolitik, welche die „Verwendung einer grossen Anzahl ungelernter, billiger Arbeitskräfte" proklamierte[73]. Lutz Niethammer und Franz Brügge-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

meier haben für das Deutsche Reich gezeigt, dass vor allem die metallerzeugenden und -verarbeitenden Fabriken „ungelernte Kräfte [bevorzugten], die bei der entwickelten Mechanisierung und Arbeitsteilung von Facharbeitern in wenigen Tagen angelernt werden konnten“[74]. In Lend hatte etwa ein Fünftel der Migranten ein Handwerk gelernt, wobei die Schlosser, Maschinenwärter und Elektrotechniker dominierten — Berufe, die in enger Verbindung mit der metallverarbeitenden Industrie standen. Die Arbeit an den Elektrolyseöfen war selbst für diese Facharbeiter neu. Nur eine kleine Minderheit von „Spezialisten“ war mit der Aluminiumproduktion vertraut. In den Meldezetteln taucht nur ein einziger Elektrotechniker auf, der 1938 aus Neuhausen nach Lend kam. Der Anteil der Facharbeiter aus der Schweiz und aus Deutschland war in den Anfangsjahren der Lender Fabrik sicher höher. Leitende Angestellte, vor allem die Werksdirektoren, waren bis 1935 ausschließlich Eidgenossen. Insgesamt stand ein kleiner Kreis weitgereister Spezialisten einer großen Anzahl ungelernter Arbeiter aus der Umgebung gegenüber.

Zwischen Baracke und Werkswohnung — Arbeiten und Wohnen in Lend

Der alte Ortskern Lends ist oberhalb der Salzach am rechten Ufer auf einer natürlichen Terrasse entstanden. Hier konzentrierte sich die dörfliche Infrastruktur. Unterhalb „Oberlends“, ein Stück flussabwärts, war die Aluminiumfabrik zwischen der Salzach und dem Wasserfall der Gasteiner Ache gebaut worden. Das Salzachtal ist an dieser Stelle eng; das rechte Ufer ließ zwischen der Fabrik und dem Ortskern nur einen schmalen Streifen Bauland zu. Am linken Ufer befand sich der Bahnhof. Hier am Talboden hatten sich im 19. Jahrhundert die Versorgungseinrichtungen des Postkutschenverkehrs und einige Gasthäuser entlang der Gleise angesiedelt. Rings herum entstand seit 1900 das Industrieensemble mit Werkssiedlung, Direktorenvilla und der zugehörenden Infrastruktur[75].

Das Fabrikssystem forderte von den Menschen die Anpassung ihrer zuvor freien Arbeits- und Freizeiteinteilung unter die Kontrolle der Maschinen[76]. Die Fabriken in den Dörfern oder auf der „grünen Wiese“ verfügten in der Frühphase der Industrialisierung über keinerlei betriebliche Infrastruktur. Wie Sylvia Hahn am Beispiel des von der Textilindustrie dominierten Felixdorf gezeigt hat, rekrutierten die Fabriken ihre Arbeitskräfte zunächst aus dem Umland[77]. Diese Arbeiter betrieben nebenbei eine eigene kleine Landwirtschaft oder hatten sich bei Bauern eingemietet. Häufige Arbeitsausfälle, etwa zu den Erntezeiten oder auch das „Ausbleiben“ vom Arbeitsplatz als Revolte gegen das strikt verordnete Zeitsystem waren die Folge und ließen sich von der Fabriksleitung nur schwer unter Kontrolle bringen[78]. Sobald die Fabriken ihre Produktionskapazitäten steigerten und eine größere Anzahl von Arbeitskräften benötigten, setzten Fernwanderungen ein:[79] die Industriedörfer wurden von der „zuwandernden Arbeiter-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

bevölkerung überschwemmt"[80]. Die Fabriken stellten zunächst für die benötigten Facharbeiter Werksunterkünfte zur Verfügung. Auf diese Weise wurde ein Anreiz für die Zuwanderung der spezialisierten und ausgebildeten Arbeiter geschaffen[81]. Die Unterkünfte für die Masse der ungelernten Arbeiter hatten provisorischen Charakter. Die Fabriken errichteten Schlafsäle[82] oder stellten Wohnbaracken zur Verfügung: „Auf dem Terrain im heil. Geist werden nach Entwurf billigste Wohnungen in Fachwerk ausgeführt für einzelne oder Familien mit oder ohne Möbeln. Letztere auf's Notdürftigste beschränkt und nur Strohsack und Decken zum Schlafen für solche, welche billigst logieren wollen."[83]

Angesichts der hohen Fluktuation unter den Arbeitern hatten die Werksleiter Interesse daran, eine Stammarbeiterschaft an das Werk zu binden: die Fabriken stellten Werkssiedlungen mit kleinen, abgeschlossenen Wohneinheiten zur Verfügung[84]. In der Vorstellung des Bürgertums bildeten die (mobilen) Fabriksarbeiter den Gegenpol ihrer Welt, wie aus folgender Schilderung der Wiener Neustädter Arbeiter hervorgeht: „So erscheinen auch die Fabrikarbeiter von Wiener Neustadt in der literarischen Verarbeitung als Männer ‚von mächtigem Körperbau, aber durch Unmäßigkeit aufgedunsen; Streitlust, laute Kehlen und rohe Fäuste' zeichnen sie aus; obwohl erst anfangs der Vierziger, sind sie doch schon Großväter, ‚wenn auch ohne Segen der Kirche'. Die Frauen, ‚mit fliegendem Haar, wüsten Kleidern, bloßen Armen, nackter Brust, Schlapfen an den Sohlen oder barfuß', gehen ‚jede zur ihrer Zeit mit mehreren Männern', und ‚gelegentliche Schlafgesellen (tragen) ihrerseits zur Erfrischung bei'."[85] Die Rückführung der Arbeiter in die Kleinfamilien sollten ihnen Stabilität geben und ihre in den Augen des Bürgertums fragwürdigen Moralvorstellungen korrigieren[86].

Wie Regina Köpl und Leopold Redl gezeigt haben, erweiterte die Bereitstellung von Unterkünften den Kontrollbereich über die Arbeiter. Neben einer effizienten Nutzung der Arbeitskraft wurde eine rasche Anpassung an den Arbeitsprozess möglich[87]. Nicht nur die Arbeiter, auch deren Kinder wuchsen so in das Fabriksystem hinein. Eine langfristige Versorgung mit Arbeitskräften war gesichert. Der Mietzins der Werkswohnungen war gering, falls sie nicht kostenlos zur Verfügung gestellt wurden. Im Gegenzug konnten die Löhne niedrig gehalten werden. „Mit der Anlage von Werkswohnungen, der Koppelung von Miet- und Arbeitsverhältnis, war das Abhängigkeitsverhältnis gleichsam auf die gesamte Existenzgrundlage der Arbeiter ausdehnbar, die Absicht der Disziplinierung [...] ein nicht zu übersehender Aspekt."[88] Deshalb „stellt der werkseigene Wohnungsbau für Arbeiter eine für den Produktionsablauf notwendige Investition wie jede andere dar"[89].

Wohnen in der Werkssiedlung

Aufgrund des beschränkten Baulandes umfasste die Werkssiedlung in Lend zwei in sich geschlossene Siedlungskomplexe, die „Oberen" und die „Unteren Personalhäuser", welche durch die Bahngleise getrennt werden.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Die „Oberen Personalhäuser" wurden von der Direktorenvilla links und einem Werksmeisterwohnhaus rechts gerahmt. Entlang der Trennachse der Eisenbahn entstand die zugehörende Infrastruktur aus Werkskantine, Werkskonsum und mehreren Gasthäusern. Seit den zwanziger Jahren wurde die Siedlung durch Beamtenwohnhäuser im Ortsteil Bruderau und seit den späten dreißiger Jahren im Ortsteil Gigerach ergänzt. Zusätzlich errichtete die Werksleitung Wohnbaracken, deren Baudatum nicht mehr eruiert werden kann. Die Baracken tauchen ab 1923 in den Meldezetteln auf. Die „Unteren Personalhäuser" entstanden mit der Direktorenvilla und dem Werksmeisterwohnhaus im Jahr 1900; sie sind die ältesten Teile der Siedlung. Direkt an der Salzach am Talboden wurden vier Häuser mit je acht Wohnungen gebaut. Drei Gebäude liegen direkt an der Salzach, das vierte dahinter ist parallel zum mittleren Haus angeordnet und verleiht der Siedlung durch eine leichte Achsenverschiebung einen rautenförmigen Grundriss[90]. Es handelt sich um sechsachsige Doppelhäuser mit Rechteckgrundriss und je zwei an der Rückseite befindlichen Seitenrisaliten. Je vier Wohnungen teilten sich einen Eingang. Die Salzach im Süden und das über dem Talbodenniveau gebaute alte Postgebäude im Norden markierten die Grenzen der Siedlung.

Oberhalb der „Unteren Personalhäuser", am Sonnenhang des Tales, waren zwischen 1904 und 1907 die „Oberen Personalhäuser" entstanden. Für die sechs Gebäude liegen die Baupläne vor. Der früheste Bauplan für das Haus Nr. 73 stammt aus dem Jahr 1903 vom Architekten der Siedlung, Jakob Ceconi (1857–1922)[91]. Grund- und Aufriss der „Oberen" und „Unteren Personalhäuser" sind im Wesentlichen identisch. Vermutlich stammen auch die „Unteren Personalhäuser" sowie die Villa und das Werkmeister-Haus vom selben Baumeister[92]. Bei den „Oberen Personalhäusern" handelt es sich um Pläne für einstöckige Arbeiter-Wohnhäuser. Dabei waren je acht Wohnungen auf zwei Etagen verteilt. Jedes Geschoß umfasste je zwei Wohnungen mit Küche und zwei Zimmern auf 47 Quadratmeter außen und je zwei Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnungen auf 43 Quadratmeter innen. Jeweils zwei Wohnungen teilten sich einen Abort im Zwischengeschoß. Die Häuser waren halbseitig unterkellert und boten damit jeder Familie ein Kellerabteil; das Dachgeschoß war für das Trocknen der Wäsche reserviert. Jede Wohnung verfügte durch die Bassena in der Küche über einen eigenen Wasseranschluss.

Die werkseigenen Kraftwerke versorgten die Siedlung schon früh mit Strom, wobei sich die Fabrikshierarchie bis auf die technischen Anlagen in den Wohnhäusern erstreckte: „Vor nicht allzu langer Zeit wurden in Lend in den Betriebswohnungen der Arbeiter im Gegensatz zu Angestelltenwohnungen nicht nur keine Bäder, sondern, darüber hinausgehend, schwarze Lichtschalter und Steckdosen, in denen der Angestellten hingegen weiße installiert."[93] Als Sohn eines Lender Fabriksarbeiters mag die Erinnerung O. P. Ziers an die Nachkriegs-Werkswohnung seiner Kindheit einen Eindruck vom oben Gesagten vermitteln: „Nichts Auffälliges [war] für uns

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

daran, daß unsere Wohnung weder über Bad noch Warmwasser verfügte, nur die Küche beheizbar war; daß bei Verwandtenbesuchen auf dem zu solchen Anlässen aufgelegten weißen Tischtuch eigentlich fast alles stand, was man an Eßbarem besaß; daß man ohne Vorraum sofort in unserer Küche stand, die Mäntel von Besuchern im Schlafzimmer auf die Ehebetten gelegt und im Winter eine Viertelstunde, bevor der Besuch ging, in die Küche geholt wurden, damit sie nicht so kalt waren."[94]

Bis zum Zweiten Weltkrieg verfügte die Werkssiedlung über keine Bademöglichkeit: „Wenn man zurückdenkt, wie wir im Jahre 1922 nach Schichtschluß uns noch in Kübeln waschen mussten, da uns sonst keine Bademöglichkeit zur Verfügung stand [...]."[95] Erst 1938 wurden Badeanlagen eingerichtet, welche einmal wöchentlich den Angehörigen der Fabriksarbeiter offen standen. Das Areal vor den Werkswohnungshäusern wurde von den Gärten geprägt. Zur Aufbesserung der Nahrungsmittelversorgung stand jeder Familie ein kleiner Streifen Grünland zu. Die intensive Nutzung der Gärten ermöglichte die Verbesserung der Ernährung und eventuelle Zusatzeinkünfte. Zu jedem Haus gehörte außerdem eine Waschküche und ein Holzlager für jede Wohneinheit. Die Nebengebäude befanden sich zwischen den Gärten des jeweiligen Hauses und bildeten so ein weiteres Gliederungselement der Siedlung. Die Garten- und Holzarbeit war eine Freizeitdomäne der Männer; das Wäschewaschen blieb den Frauen überlassen. Durch die räumliche Verknüpfung von weiblicher Hausarbeit und männlicher Freizeitbeschäftigung war ein Kommunikationsfeld geschaffen worden, welches außerhalb des Einflussbereiches von „Wirtshaus und Politik" stand[96].

Den Führungskräften stand die Direktorenvilla zur Verfügung. Im Vergleich zu den repräsentativen Bauten ähnlicher Industrieensembles war die Lender Villa bescheiden ausgeführt[97]. Die Villa war knapp oberhalb der Siedlung gebaut worden und ragte auf diese Weise über die Arbeiterhäuser empor. Im Bauschmuck hob sie sich vor allem durch den Verandavorbau ab. Die Holzsägearbeiten der Veranda sollten das „Ländliche" imitieren und damit sowohl den häufig wechselnden Schweizer Fabriksleitern als auch den in der Siedlung lebenden Arbeitern Geborgenheit vermitteln[98].

Regina Köpl und Leopold Redl haben auf die Bedeutung der Unternehmervilla im Selbstverständnis des Betriebes hingewiesen: „Die unmittelbare Lokalisierung hat einerseits die Tradition aus dem handwerklich-manufakturellen Milieu weitergeführt, verweist darüber hinaus aber auch noch auf die personale Rolle des Unternehmers im Betriebsgeschehen bzw. auf die Identifikation des noch allumfassenden Standortes."[99] Die Lender Direktorenvilla erfüllte andere Funktionen als die Villa des typischen Industrieensembles. Die Aluminiumfabrik verfügte als Filiale eines Konzerns über wechselnde Geschäftsführer, welche keine repräsentativen Anforderungen im Sinne eines Unternehmer-Besitzers zu erfüllen hatten. Im Unterschied zur Unternehmervilla beherbergte die Villa mehrere Familien und wurde deshalb im Übersichtsplan von 1907 als „Beamtenhaus" geführt[100]. Dennoch sind in der Villa Merkmale der Unternehmervilla zu finden:[101] Im Vergleich

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

zu den geringen Abständen zwischen den einzelnen Werkswohnungshäusern erscheint ihr Garten relativ großzügig und schafft Distanz. Durch die Lage am Hang sollte eine Kontrollfunktion erfüllt werden, wie sie schon die frühen Siedlungsmodelle vorsahen: sie konnte von jedem Standpunkt in der Siedlung eingesehen werden. Die fehlende Distanz zwischen den Wohnungen von Werksdirektoren und Arbeitern garantierte durch die symbolische Präsenz der Werksleitung die Kontrolle und Überwachung bis ins Privatleben der Arbeiter.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Direktorenvilla, unterhalb der „Oberen Personalhäuser", kam dem Haus der Werkmeister eine vergleichbare Kontrollfunktion zu. Die Holzverkleidung und die Veranda erinnerten deshalb an den Bauschmuck der Villa, waren aber einfacher ausgeführt[102]. Die räumliche Nähe zu den Arbeiterwohnhäusern war größer und korrelierte auf diese Weise mit der Stellung der Werkmeister in der Betriebshierarchie zwischen Angestellten und Arbeitern. Bis in die zwanziger Jahre gab es für Angestellte keine eigenen Unterkünfte, denn die Betriebsführung der Gründungsjahre war nicht auf eine größere Zahl von Angestellten angewiesen. Allerdings wich einer der Baupläne für die Arbeiterhäuser von 1907 vom üblichen Schema ab: eine Doppelhaushälfte enthielt wie bisher vier Wohnungen, die zweite nur zwei Wohnungen mit je vier Zimmern, Küche und Kabinett. Diese beiden Wohnungen waren den Angestellten vorbehalten. Die Salzach bildet in Lend eine natürliche Grenze zwischen Fabrik und Siedlung. Dennoch blieb die Arbeitsstätte durch das Fabriksgebäude auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses und die Häuser der Vorgesetzten optisch präsent, die Fabrikssirene vervollständigte dieses System akustisch.

Die Wohnungen der Werkssiedlungen waren für die verheirateten, sesshaften Paare reserviert. Für den überwiegenden Teil der häufig wechselnden ledigen Arbeiter schuf die Fabriksleitung zwischen „Oberen" und „Unteren Personalhäusern" eine große Zahl von Kleinstunterkünften. Dafür wurden die alten Postkutschen- und Gaststättengebäude von der AIAG aufgekauft und umgebaut. Auf diese Weise entstand neben den benötigten Unterkünften die Infrastruktur des Ensembles: Werkskantine, Werkskonsum, mehrere Gaststätten und Kleinwarenhandlungen[103]. Die wichtigsten Versorgungseinrichtungen des Industrieensembles waren damit in der Mitte versammelt. Das Zentrum der Siedlung fungierte gleichzeitig als Schleuse, denn der Weg in die Fabrik führte an den Versorgungsgebäuden vorbei, über die Salzach.

Wenngleich der Standort wenig Spielraum ließ, so erfüllte dieses Konzept mehrere Funktionen. Das öffentliche bzw. gesellschaftliche Leben war in einem überschaubaren Raum konzentriert und damit kontrollierbar; die Lage der Direktorenvilla garantierte eine — symbolische — Kontrolle des Privatlebens der Arbeiterschaft. Dadurch, dass die ledigen Arbeiter „in die Mitte" genommen wurden, konnte eine gewisse moralische Absicherung erreicht werden. Die Anlage der Siedlung spiegelte die Betriebshierarchie wider. Die Wohnungen der „Unteren Personalhäuser" bekamen mitunter

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

aufgrund der baulichen Enge weniger Sonne ab und zumindest anfangs bereitete die Feuchtigkeit Schwierigkeiten, wie die „Salzburger Wacht" 1901 notierte: „Das erste Jahr rann von den Wänden das Wasser so arg, daß den Arbeitern die Einrichtung verfaulte, abgesehen von den Nachtheilen, welche dadurch für die Gesundheit der Bewohner entstanden."[104] Zumindest in Bezug auf die Helligkeit der Wohnungen waren die „Oberen Personalhäuser" sicherlich vorzuziehen. Innerhalb der Werkswohnungshäuser wurden die „Stockwohnungen" den Parterrewohnungen vorgezogen. Damit war die Hierarchisierung im Sinne einer bevorzugten Position in der Werkssiedlung wie auch innerhalb der Häuser „von unten nach oben" festgelegt. Die Konzeption von Wohnhäusern außen und öffentlichen Einrichtungen innen erwirkte den Eindruck vom „Dorf im Dorf"[105].

Ein Teil der Arbeiterschaft wurde außerhalb der Werkssiedlung in Baracken untergebracht, dem so genannten „Brettldörfl". Wahrscheinlich sind diese Baracken im Zuge des Ausbaus des Kraftwerks Kitzlochklamm 1904 entstanden und waren ursprünglich für die Unterbringung der Bauarbeiter gedacht. Die AIAG unterhielt drei der fünf Baracken; die anderen beiden beherbergten die Arbeiter einiger Baufirmen. Eine der Baracken war für Junggesellen reserviert; in den anderen beiden lebten Familien. Die langgestreckten Gebäude dürften zunächst als Schlafbaracken in Verwendung gewesen sein[106].

In den 1920er-Jahren war der Bedarf an Wohnungen für Angestellte gestiegen. 1926 und 1927 entstanden deshalb flussaufwärts, am linken Salzachufer, zwei Beamtenwohnhäuser. Die Drei-Zimmer-Wohnungen verfügten über einen Vorraum, ein Waschbassin, eigene Toiletten und eine eigene Speisekammer. Die Bewohner der Zwei-Zimmer-Wohnungen teilten sich Vorraum, Waschgelegenheit und Toiletten, hatten aber eine eigene Speisekammer. In der dritten Wohnungsbauphase zwischen 1938 und 1941 entstanden noch einmal drei Beamtenwohnhäuser. Die Bruderau erhielt 1938 ein drittes Haus, die anderen beiden Gebäude entstanden in den vierziger Jahren in Gigerach oberhalb von Lend, rechts der Salzach. Während die Beamtenwohnhäuser nicht weit von der Werkssiedlung am Salzachufer lagen und diese Abgrenzung wohl eher durch die oben beschriebene Distanz und die beengten Platzverhältnisse zu erklären ist, kann bei der Standortwahl der Baracken von Ausgrenzung gesprochen werden. Das „Brettldörfl" lag oberhalb der Gemeinde versteckt im Wald und befand sich damit außerhalb der — moralischen — Kontrollinstanzen von Dorf und Fabrik.

Migranten in der Siedlung

1922 standen in Lend 127 Wohnungen für rund 250 Arbeiter zur Verfügung[107]. Ende der dreißiger Jahre kamen neben den erwähnten Beamtenwohnhäusern 32 Wohnungen durch die Aufstockung der „Unteren Personalhäuser" hinzu[108]. Nur ein Viertel der Migranten lebte in der Werkssiedlung. Ein geringer Teil der Zuwanderer bekam eine eigene Werkswohnung zugeteilt. Die Mehrheit der Migranten lebte bei Verwandten und Bekannten

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

oder mietete sich als „Bettgeher" ein[109]. Das Bettgehertum wurde von der Werksleitung geduldet und war offenbar verbreitet, wie aus einem Bericht der „Salzburger Wacht" zu schließen ist: „Es werden nämlich [...] die Betten doppelt besetzt, so daß dieselben nie auskühlen können, indem der eine aufsteht und ein anderer sich wieder hineinlegt."[110] Drei Viertel der Migranten lebten in den übrigen Werksunterkünften. Die als „Junggesellenhäuser" ausgewiesenen Unterkünfte beherbergten dabei auch Familien.

Migranten im Dorf

Über die Hälfte der Zuwanderer musste sich deshalb mit den Unterkünften des freien Wohnungsmarktes behelfen. Ein Drittel der Privatvermieter stellten die Wirte des Dorfes. Daneben tauchten in den Meldezetteln drei Familien auf, welche offenbar eine größere Anzahl an Zimmern oder zumindest Schlafgelegenheiten zur Verfügung hatten. Darüber hinaus verfügte die Gemeinde Lend mit dem alten Schulhaus über ein Gemeindemiethaus. Lutz Niethammer und Franz Brüggemeier haben gezeigt, dass die Untermiete in den unterschiedlichsten Formen existierte: es konnten zum Beispiel Zimmer gemietet oder ein Zimmer mit anderen Untermietern geteilt werden. Manche Vermieter nutzten den Raum tagsüber selbst und stellten ihn erst abends dem Untermieter zur Verfügung. Auch die Dachböden wurden als Unterkünfte vermietet[111]. Der Mietzins stieg in der Relation zum Einkommen umgekehrt proportional zur Größe der Wohnungen: je kleiner die Wohnung, desto mehr musste dafür bezahlt werden. Ein ungelernter Arbeiter gab im Jahr 1905 zwischen einem Viertel und einem Drittel seines Lohnes für die Unterkunft aus, Facharbeiter investierten zwischen einem Fünftel und einem Viertel[112]. Die relativ hohen Mietkosten konnten durch die Vermietung von Zimmern oder Schlafgelegenheiten teilweise kompensiert werden. Im Deutschen Reich vermieteten um 1900 zwischen einem Viertel und einem Achtel der Haushalte in den Städten einen Teil ihrer Wohnungen[113].

Lend verfügte nicht über die Wohnvielfalt einer Großstadt, bot aber dennoch Möglichkeiten für Mieter und Vermieter. Die genaue Zusammensetzung der Lender Miet-Wirtschaft zu rekonstruieren ist schwierig, da in den Meldezetteln entweder der Arbeitergeber oder der Vermieter angeführt wurde. In Kombination mit der angegebenen Hausnummer ließ sich die Adresse der Zuwanderer lokalisieren, über den Modus des Mietverhältnisses konnten auf diese Weise keine Aussagen getroffen werden. Die Möglichkeiten des Wohnens waren wohl ähnlich vielfältig wie im oben beschriebenen Fall. Die ortsansässige Bevölkerung in Lend partizipierte als Vermieter von der Fabrik und den durch sie angezogenen, wohnungssuchenden Migranten. Diese Miet-Wirtschaft dürfte sich bereits mit der Gründung der Fabrik entwickelt haben. Drei Gruppen lassen sich innerhalb des öffentlichen und privaten Wohnungsmarktes unterscheiden: die Hausbesitzer und Wirte, die Gemeinde sowie diejenigen, die ein Zimmer oder ein Bett der eigenen Mietwohnung untervermieteten. Der letztere Typ war dabei auch unter den Be-

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

wohnern der Werkssiedlung anzutreffen. Die Wohnmöglichkeiten waren daher wesentlich vielfältiger als in vergleichbaren „factory villages".

Gleichzeitig beinhaltete die Vielfalt am Wohnungsmarkt die Möglichkeit zur Verbesserung der aktuellen Wohnsituation. Dies betraf sowohl den Sprung vom öffentlichen Wohnungsmarkt in die Werkssiedlung, als auch die subtileren Möglichkeiten innerhalb der Siedlung. Biografische Einschnitte wie die Gründung einer Familie, berufliche und gesundheitliche Veränderungen konnten diese Wünsche beschleunigen oder sogar erzwingen: „Nevertheless household strategies of residential mobility were highly flexible and dynamic, because they were responding to shifting demands for support and to different housing requirements."[114]

Auch die Lender sind häufig umgezogen, unter den Zuwanderern waren es über die Hälfte. Ein knappes Viertel hat ein weiteres Mal die Wohnung gewechselt. Die Frauen erwiesen sich als wesentlich mobiler als die männlichen Zuwanderer: 20 Prozent haben mindest viermal das Quartier gewechselt. Dabei ist zu bedenken, dass die Meldezettel selten einen Zeitraum von mehr als fünf Jahren registrierten. Die meisten Umzüge wurden innerhalb eines Jahres vermerkt. Die männlichen Zuwanderer hatten durch die Hierarchie in der Werkssiedlung die Chance, ihre Wohnsituation langfristig zu verbessern — vorausgesetzt, sie behielten ihre Stelle in der Fabrik. Die Frauen waren an einem solchen Aufstieg nur passiv als Ehefrauen oder Töchter beteiligt. Den ledigen Zuwanderinnen blieb der private Wohnungsmarkt: die Untermiete oder die Bettgeherei. Diese kostspieligere und bescheidenere Variante des Lender Wohnungsmarktes führte zu einer gesteigerten Mobilität, immer auf der Suche nach einem billigeren Quartier.

Im Hinblick auf die Zuwanderer muss betont werden, dass die in den Meldezetteln erfassten Migrantenfamilien bereits seit längerer Zeit in Lend lebten und dem kleinen Teil der sesshaft gewordenen Migranten zuzurechnen waren. Der Großteil der Migranten blieb nicht lange genug, um einen Umzug in Erwägung zu ziehen: „Im Wohnbereich bestand ein großer Unterschied zwischen den Mobilen, insbesondere den Neuzugewanderten, die zwischen Subsistenz und industrieller Disziplinierung lavierten, und den ‚Arrivierten' und den Arbeitern, die in Vorstadtsiedlungen einen Schrebergarten bebauen, die Eisenbahn zu einem qualifizierten Arbeitsplatz von relativer Dauer benutzen und im Ortsverein in der Organisation tätig werden konnten."[115]

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Der „Rote Schuster" — Die Arbeiterbewegung und die Anfänge der Sozialdemokratie in Lend

Werksleitung und Arbeiterschaft waren sich seit der Gründung der Fabrik mit gegenseitigem Misstrauen begegnet. Die Disziplinierungsmaßen der „Schweizer Capitalisten" führten bereits im ersten Jahr zu handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen Werkmeistern und „Gebirgsbauern"[116].

Die Anfänge der sozialdemokratischen Organisation in Lend reichen in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurück, als sich der Störschuster Franz Brutar (1865–1936) in der Gemeinde niederließ[117]. Vermutlich im Jahr 1890 organisierte er gemeinsam mit drei Arbeitern eine erste, kleine Feier zum 1. Mai in Lend: „Es wurde ein großes rotes Bauerntaschentuch an einer Haselnussstange befestigt und damit in bescheidener Weise der 1. Mai gefeiert. Die drei Arbeiter wurden am nächsten Tag entlassen."[118]

Durch sein Handwerk geschützt, verfügte Franz Brutar über Freiheiten, die zunächst von den ansässigen Eisenbahnern genützt wurden. Sie wählten ihn zu ihrem Obmann. Franz Brutar hatte seine Werkstatt neben dem Brückenwirt eingerichtet. Der Standort war glücklich gewählt, denn nach dem Bau der Werkssiedlung befand sich sein Lokal im Zentrum der Siedlung. Von hier aus verbreitete er demokratische Ideen im Pinzgau, „Lend wurde zum lokalen Zentrum der Arbeiterbewegung"[119]. Nach der Gründung der Aluminiumfabrik war er an der Organisation der Fabriksarbeiter beteiligt[120]. Die Fabriksleitung und die Bürgerschaft hatten an einer sozialdemokratischen Arbeiterschaft wenig Interesse und versuchten deren Organisation so weit wie möglich zu verhindern. 1899 musste eine sozialdemokratische Versammlung in ein Gasthaus der Nachbargemeinde ausweichen, in Lend war keine Lokalität zu bekommen[121]. Franz Brutar wurde wiederholt mit dem Entzug seines Gewerbescheines bedroht[122]. Dazu kamen die wöchentlichen Schikanen durch die Kanzelpredigten des Pfarrers[123]. Offen ausgetragen wurde der „Kulturkampf" zwischen den „gottlosen Sozialdemokraten" und den „klerikalen Finsterlingen", wenn es um die Organisation der Feierlichkeiten zum 1. Mai ging[124]. Der „Salzburger Wacht" ist zu entnehmen, dass die Betriebsleitung 1901 die Arbeiter vor folgende Alternativen stellte: „Mit Bezug auf das wegen Freigabe des 1. Mai gestellte Ansuchen wollen wir es mit Ausnahme der Betriebsmannschaft und der zum Auf- und Abladen von Eisenbahnwägen erforderlichen Anzahl Platzarbeiter jedem anheim stellen, den 1. Mai zu feiern, obzwar es einleuchtend ist, dass eine Arbeitsunterbrechung weder zum Nutzen des Werkes noch zum Nutzen des auf Lohn angewiesenen Arbeiters sein kann. Bisher waren wir bestrebt, für die Wohlfahrt unserer Arbeiter nach Möglichkeit zu sorgen; [...] wenn aber auf eine Dankbarkeit nicht zu rechnen ist [...] sehen wir uns veranlasst, diejenigen Arbeiter, die den 1. Mai als Demonstrationstag benützen, ab nächsten Termin den Mietzins um 25% zu erhöhen, um wenigstens die Selbstkosten zu decken."[125]

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Erst zwei Jahre später wurde der erste Mai in Lend zum arbeitsfreien Feiertag[126]. Am 23. September 1901 konnte die Gründung des Lender „Allgemeinen Arbeiter- und Gewerkschaftsvereines" mit einem Umzug gefeiert werden. An den Arbeitsbedingungen in der Fabrik änderte sich nichts. Die Arbeiterschaft hatte unter häufigen Entlassungen, willkürlichen Lohnkürzungen und Strafzahlungen zu leiden. In der „Salzburger Wacht" wurde 1903 der Verdacht geäußert, die Arbeiter würden immer dann entlassen, wenn ihnen eine Lohnerhöhung bevorstünde[127]. Bereits 1901 war verbreitet worden, die Arbeiter, welche aus Neuhausen nach Lend kämen, müssten sich zur Verschwiegenheit über die schweizerischen Arbeits- und Lohnverhältnisse verpflichten. Der Unmut verstärkte sich, als 1904 ein neuer Betriebsleiter eingestellt wurde: „Kein Tag vergeht, wo nicht einer oder gleich mehrere Arbeiter die Fabrik verlassen."[128] Mitte des Jahres wurde die Ortsgruppe des Metallarbeiterverbandes gegründet. Als der eben gewählte Obmann des Metallarbeiterverbandes entlassen wurde, kam es zum Aufstand. Die Fabriksleitung willigte in die Forderung nach höheren Löhnen, vor allem bei der Sonntagsarbeit ein und gestand kürzere Arbeitszeiten zu.

Gewählte Vertrauensmänner sollten direkt mit der Fabriksleitung verhandeln. Der Obmann des Metallarbeiterverbandes wurde — vorerst — wieder eingestellt[129]. Als die Entlassungen auch die Vertrauensmänner trafen und der Obmann erneut entlassen wurde, setzte die Arbeiterschaft eine zweite Resolution auf, welche die Zusagen der Betriebsleitung des Vorjahres erneuern sollte[130]. Auf das neuerliche Einlenken der Direktion folgten Schikanen, welche schließlich einen Streik provozierten. So berichtet die „Salzburger Wacht" über die Behandlung des Obmannes des Metallarbeiterverbandes: „Die Fabriksleitung trat an ihn [den Obmann] mit dem Ansinnen heran, daß er entweder zurücktreten oder die Fabrik verlassen sollte. Man verwandte [sic] ihn schließlich als gelernten Arbeiter zum Fußbodenreiben und Fensterputzen und kündigte ihm, als er sich diese Demütigung nicht gefallen ließ. Auch den anderen Arbeitern wurde unverblümt gesagt, daß man die Organisierten aus der Fabrik hinausseckieren will. Auf die Kündigung des Genossen Schubert erklärten sich die übrigen Arbeiter solidarisch und stellten eine neue Vereinbarung auf, in welcher von der Fabriksleitung verlangt wurde, daß die Entlassung zurückgenommen werde. Da die vorjährige Vereinbarung bezüglich der Ofenarbeit dahin mißbraucht wurde, daß, wenn ein Arbeiter ausblieb oder krank wurde, ganz einfach die übrigen Arbeiter diese Öfen bedienen mußten, ohne irgendeine Entschädigung dafür zu erhalten, wurde eine Änderung dieser Bestimmung gefordert. Ferner verlangte man einen Minimallohn von K[ronen] 3,40 pro Tag. Wer die Lebensmittelpreise und Wohnungsnot in Lend kennt und sich die fortgesetzte Steigerung der Milch-, Fleisch- und Bierpreise vor Augen hält, wird begreifen, daß ein Taglohn von K[ronen] 3 ein vollständig unzulänglicher ist [...]."[131]

Der Streik eskalierte. Als Streikbrecher in Lend eingetroffen waren, entließ die Werksleitung drei Viertel der Arbeiterschaft. 180 Arbeiter mussten

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Lend verlassen, weitere vierzig konnten in der Gemeinde bleiben[132]. Die Werksleitung ließ die freigewordenen Stellen durch kroatische Arbeiter besetzen[133].

Für die sozialdemokratische Organisation Lends bedeutete dies einen empfindlichen Rückschlag. Die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, für die sie gekämpft hatten, war vom Glauben an die Mündigkeit der Arbeiter getragen worden. Die Arbeiter forderten ihr Recht auf Mitbestimmung ein. Mit der Massenentlassung hatte die Werksleitung gezeigt, dass es nicht um die Menschen, sondern unter allen Umständen um die Produktion und den Profit ging. Trotz der ständigen Fluktuation in der Arbeiterschaft musste sich nach sechs Jahren eine Gruppe von erfahrenen Arbeitern etabliert haben, die sich auf die eine oder andere Weise mit der Fabrik identifizierte. Wir wissen nicht, welche Arbeiter in der Fabrik blieben. Die Massenentlassung hatte jedem Arbeiter, wie gut er auch immer sein mochte, seine Austauschbarkeit vor Augen geführt. Dazu kam die Demütigung, sich durch ausländische Hilfsarbeiter ersetzt zu sehen. Mit ihrer Stelle hatten die Arbeiter auch ihre Unterkunft verloren. Die Entlassungen haben die Arbeiterschaft und das Dorf demoralisiert und in kürzester Zeit ihr soziales Gefüge zerstört. Wolfgang Neubacher hat den Streik als „Konjunkturbarometer" bezeichnet[134]. In Lend hat es keinen Streik mehr gegeben, die Werksleitung hatte ein Exempel statuiert, welches im Gedächtnis der folgenden Arbeitergeneration haften blieb. Die Lender Sozialdemokratie hatte empfindliche Einbußen erlitten und erholte sich nur langsam. Die Werksführung hatte Schwarze Listen erstellt und nahm keine gewerkschaftlich organisierten Arbeiter mehr auf[135]. Die Organisationstätigkeit lief stark gedrosselt weiter. Immerhin blieb Lend bis 1918 das Zentrum der Pinzgauer Sozialdemokraten[136]. Die ersten freien Wahlen der Ersten Republik beendeten das Schattendasein der Lender Sozialdemokraten: Lend wurde „rot". Als eine von zwölf Salzburger Landgemeinden stellte die Gemeinde mit Franz Brutar einen sozialdemokratischen Bürgermeister[137]. Unter sozialdemokratischer Führung entwickelte sich bis 1934 eine rege Freizeitkultur. Von den Vereinen, welche nun in rascher Folge entstanden, zeugen noch einige wenige Bilddokumente[138].

Als wesentliche Errungenschaft Franz Brutars darf das Engagement für eine Hauptschule in Lend gelten: 1929 wurde die erste des Pinzgaues in Lend eröffnet[139]. Franz Brutar hatte mit der Hauptschule die sozialdemokratischen Bemühungen für ein Ende des bürgerlichen Bildungsmonopol umgesetzt. „Sozialismus blieb für sie [die Arbeiter in den Industrieorten] keineswegs abstrakte Ideologie oder bloß theoretischer Entwurf, er war hautnah spürbar als ‚besseres Leben' und genau das verschaffte ihm in den wenigen ‚roten' Gemeinden Salzburgs seine Überzeugungskraft."[140] Die Konsequenzen dieser sozialdemokratischen Errungenschaft wurde 1934 deutlich. Die Lender Hauptschule wurde zugunsten eines Neubaues im Lungau geschlossen, Franz Brutar kurzzeitig verhaftet[141].

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Zusammenfassung

Lange Arbeitszeiten, die anstrengende und gesundheitsschädliche Arbeit an den Elektrolyseöfen und niedrige Löhne beförderten Unzufriedenheit und hohe Fluktuationen innerhalb der Arbeiterschaft in Lend. Gemäß der Betriebsphilosophie dominierten Produktion und Profit bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Interessen der Werksleitung. Schon nach wenigen Jahren eskalierte ein von beiden Seiten produzierter Konflikt.

Die Gründung der Aluminiumfabrik ließ die Bevölkerungszahl Lends sprunghaft steigen. Nach der Einschätzung der Firmenchronisten handelte es sich bei den zugegezogenen Arbeitern um Gebirgsbauern aus den umliegenden Tälern. Die quantitative Analyse der Meldezettel hat gezeigt, dass sich die Arbeiterschaft der Fabrik keineswegs nur aus Nahwanderen zusammensetzte. Der Großteil der Zuwanderer kam zwar aus dem Salzburger Land und aus Oberösterreich. Der Radius der Lender Migranten erstreckte sich allerdings über Österreich hinaus bis nach Böhmen und Rumänien, Italien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland. Die Fernwanderer aus dem Norden und Westen stellten dabei vorwiegend die Facharbeiter und die Fabriksleitung. Die Darstellung des Sozialprofils der Migranten konnte deutlich machen, dass die Zuwanderer durchaus den durchschnittlichen Metallarbeitern der Industriezentren entsprachen.

Die hohe Mobilität setzte sich zwar innerhalb der Gemeinde fort, dennoch ist ein Teil der Migranten sesshaft geworden. Durch Zuwanderung und Bevölkerungswachstum entstand ein vielschichtiger Wohnungsmarkt: Die Fabriksleitung bot neben den Wohnungen der Werkssiedlung eine relativ breite Palette, von Familien- und Junggesellenunterkünften bis hin zur Barackenwohnung, an. Innerhalb des privaten Wohnungsmarktes bedienten die Hausbesitzer, die Wirte und die Gemeinde die Bedürfnisse der frisch zugegezogenen oder häufig wechselnden Mieter.

Die Vielfalt am Wohnungsmarkt beinhaltete die Möglichkeit zur Verbesserung der aktuellen Wohnsituation. Dies betraf sowohl den Sprung vom öffentlichen Wohnungsmarkt in die Werkssiedlung, als auch die subtileren Möglichkeiten innerhalb der Siedlung. Der Vergleich des Umzugs- und Wohnverhalten der Migranten zeigte eine Trennung von einheimischem Kleinbürgertum, Stammarbeiterschaft und häufig wechselnden, mobilen Arbeitern. Nur diejenigen konnten auf eine Wohnung in der Werkssiedlung hoffen, welche dauerhaft ihre Stelle in der Fabrik halten konnten. Der Großteil der Zuwanderer blieb allerdings nicht lange genug, um einen Umzug in Erwägung zu ziehen. Die Fabriksleitung besaß durch die Bereitstellung von Unterkünften ein wirksames Disziplinierungs- und Belohnungsmittel. Für die Arbeiter bedeutete das Leben in der Werkssiedlung die totale Kontrolle durch die Fabrik. Das Scheitern der Lender Arbeiterbewegung nach dem Streik von 1904 muss in diesem Zusammenhang gesehen werden.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

Anmerkungen

1 *Romana Filzmoser,* Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung in Lend im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Phil. Dipl.-Arb. (masch.) Univ. Salzburg (2003). Die folgenden quantitativen Daten beziehen sich auf die Ergebnisse der Diplomarbeit und sind ebendort nachzulesen.

2 Zur Geschichte des Edelmetallbergbaus in Gastein und Rauris siehe *Karl-Heinz Ludwig* u. *Fritz Gruber,* Gold- und Silberbergbau im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Das Salzburger Revier von Gastein und Rauris (Köln—Wien 1987). Zum Goldbergbau in den Tauern siehe *Wilhelm Günther* u. *Werner H. Paar* (Hg.), Schatzkammer Hohe Tauern. 2000 Jahre Goldbergbau (Salzburg—München 2000).

3 *Ewald Hiebl,* Badestube und Wandelbahn. Salzburger Bädertourismus vom Beginn des 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg, in: *Hanns Haas, Robert Hoffmann* u. *Kurt Luger* (Hg.), Weltbühne und Naturkulisse. Zwei Jahrhunderte Salzburg-Tourismus (Salzburg 1994), S. 82.

4 *Josef Kaut,* Der steinige Weg. Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung im Lande Salzburg (Wien 1961), S. 39.

5 Siehe *Karl E. Born,* Internationale Kartellierung einer neuen Industrie. Die Aluminium Association 1901–1915 (Stuttgart 1994) (= Zs. f. Unternehmensgeschichte, Beiheft 84).

6 Vgl. *Roman Sandgruber,* Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Wien 1995) (= Österreichische Geschichte), S. 312 f.

7 *Walther Meier* u. *Leo Weisz,* Geschichte der Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft Neuhausen 1888–1938, hg. vom Direktorium der Gesellschaft. 1. Bd.: Die Jahre von 1888 bis 1920 (Zürich 1942), S. 108.

8 Zur Aluminiumfabrik Steeg siehe *Hans Jörg Köstler,* Zur Geschichte der Aluminiumhütten in Lend, Steeg und Ranshofen, in: Österreichischer Kalender Berg Hütte und Energie 32 (1986), S. 151–153.

9 *Ernst Rauch,* Geschichte der Hüttenaluminiumindustrie in der westlichen Welt (Düsseldorf 1962), S. 53. Für die Erzeugung von Aluminium werden Tonerde (Aluminiumoxyd), Elektrodenkohle und Kryolith benötigt; die Tonerde wird aus Bauxit gewonnen. Zu den einzelnen Produktionsschritten, siehe in aller Kürze *Karl O. Henseling,* Bronze, Eisen, Stahl. Bedeutung der Metalle in der Geschichte (Reinbek bei Hamburg 1981).

10 Ingesamt standen jetzt 10.000 PS zur Verfügung. *Rauch,* Hüttenaluminiumindustrie (wie Anm. 9), S. 53.

11 *Köstler,* Geschichte der Aluminiumhütten (wie Anm. 8), S. 147.

12 *Rudolf Voggenhuber,* Aluminium. Werkstoff der Zukunft. Eine Einführung. Salzburger Aluminium-Gesellschaft m.b.H. Lend (Lend 1952), S. 24.

13 *Wolfgang Neubacher,* Arbeitskonflikte in der Salzburger Wirtschaft 1900–1914, in: Zeitgeschichte 3 (1976), S. 257.

14 Festschrift, hg. zum 50-jährigen Bestehen des Aluminiumwerkes Lend 1898–1948 (Lend 1948), S. 15.

15 Ebda., S. 16.

16 Zur Mobilisierung der Salzburger Wirtschaft für den Krieg siehe *Gottfried Köfler,* Hunger, Not und Korruption. Der Übergang Österreichs von der Monarchie zur Republik am Beispiel Salzburgs (Salzburg 1980) (= Phil. Diss. Salzburg), S. 14–16.

17 Österreich-Ungarn konnte im Jahr 1913 selbst nur 4052 Tonnen Reinkupfer herstellen, 36.500 Tonnen mussten importiert werden. *Robert J. Wegs,* Die österreichische Kriegswirtschaft 1914–1918 (Wien 1979) (= The economic mobilization of Austria during World War One. Phil. Diss. [masch.] Urbana 1970), S. 66.

18 Ebda., S. 235; zur staatlichen Regelung der Rohstoffversorgung während des Ersten Weltkrieges siehe ebda., S. 23–50.

19 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 162 f.

20 *Wegs,* Österreichische Kriegswirtschaft (wie Anm. 17), S. 27. Zur Arbeit der Metallzentrale siehe ebda., S. 153, Anm. 14. Die große Tonerdefabrik in Laibach war bereits 1915 unter militärische Aufsicht gestellt worden, siehe ebda., S. 76.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

21 Beide Länder waren vor allem bei Kupfer von Importen abhängig; vgl. Anm. 17.
22 *Wegs,* Österreichische Kriegswirtschaft (wie Anm. 17), S. 68.
23 Im weiteren ebda., S. 76–78.
24 Festschrift Aluminiumwerk Lend (wie Anm. 14), S. 16.
25 Das Deutsche Reich verfügte über keine eigenen Bauxitvorkommen und war auf Importe aus der Schweiz und aus Österreich-Ungarn angewiesen, hatte allerdings ausreichende Tonerdefabriken. In den letzten beiden Kriegsjahren erhielt Österreich-Ungarn im Gegenwert neben den Tonerdelieferungen rund 1604 Tonnen Reinaluminium: *Wegs,* Österreichische Kriegswirtschaft (wie Anm. 17), S. 78.
26 Ebda.
27 Festschrift Aluminiumwerk Lend (wie Anm. 14), S. 16.
28 *Wegs,* Österreichische Kriegswirtschaft (wie Anm. 17), S. 78.
29 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 173.
30 *Meier/Weisz,* Geschichte der Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft (wie Anm. 7). 2. Bd.: Die Jahre von 1923 bis 1938 (Zürich 1943), S. 54 f.
31 Ebda., S. 33.
32 Ebda., S. 54 f.
33 Ebda., S. 55.
34 Ebda., S. 142.
35 Das neue Kraftwerk in Klammstein sollte die Produktion ab 1930 auf 3600 Tonnen Aluminium steigern. *Köstler,* Geschichte der Aluminiumhütten (wie Anm. 8), S. 148.
36 Vgl. *Sandgruber,* Ökonomie und Politik (wie Anm. 6), S. 384.
37 Siehe die Verkaufszahlen in *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 30), S. 102; Festschrift Aluminiumwerk Lend (wie Anm. 14), S. 19.
38 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 30), S. 142–144.
39 Festschrift Aluminiumwerk Lend (wie Anm. 14), S. 19.
40 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 30), S. 142–144.
41 *Walter Bergher,* 1898–1988. 90 Jahre SAG Lend, in: Wir vom Aluminium. Werkszeitung der Salzburger Aluminium-Gesellschaft m.b.H. Lend 37 (1988), S. 1–3.
42 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 209.
43 Eine Übersicht über die Führungskräfte der Lender Filiale findet sich in: Lend/Embach — eine Gemeinde im Wandel der Zeit, verfasst von *Erika Pfeiffenberger-Scherer* (Lend 1991), S. 94.
44 Vgl. *Reinhold Reith,* Arbeitsmigration und Technologietransfer in der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — die Gesellenwanderung aus der Sicht der Kommerzienkonsesse, in: Blätter für Technikgeschichte 56 (1994), S. 11, S. 26, Anm. 16.
45 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 202.
46 „Salzburger Wacht" 22 (1899), S. 4; ebda. 14 (1903), S. 5.
47 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 109.
48 Vgl. *Sylvia Hahn,* Fabrik-Ordnung. Zu einigen Elementen der Arbeitserfahrung von Industriearbeitern in der Hochindustrialisierungsphase, in: Verband Österreichischer Geschichtsvereine (Hg.), Bericht über den sechzehnten österreichischen Historikertag in Krems/Donau (Horn 1985), S. 749–757.
49 „Salzburger Wacht" 25 (1904), S. 3; ebda. 4 (1905), S. 5.
50 „Sazburger Wacht" 4 (1905), S. 3; ebda. 25 (1904), 5.
51 *Sylvia Hahn,* Fabrikordnung. Zu den Bedingungen industrieller Arbeit und berufsspezifischen Bewußtseins. Am Beispiel der Wiener Neustädter Lokomotivfabrik und der Daimler-Motoren-Gesellschaft 1890–1914, Phil. Diss. (masch.) (Wien 1984), S. 271 f. Zum Taylorismus siehe *Thomas P. Hughes,* Die Erfindung Amerikas. Der technologische Aufstieg der USA seit 1870 (München 1991) (= American Genesis. A Century of Invention and technological enthusiasm, 1870–1970 [New York 1989]), S. 193–207.
52 In der Firmengeschichte wurden Rationalisierungsmaßnahmen lediglich im Zusammenhang mit maschinentechnischen Neuerungen behandelt. Veränderungen bzw. Innovationen im Produktionsablauf blieben unerwähnt.
53 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 173.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

54 Als Alternative hatte das Kriegsministerium den verstärkten Einsatz von Frauen verlangt. Tatsächlich kam diese Verfügung nur in der Rüstungsindustrie zum Tragen. Der Frauenanteil in der metallverarbeitenden Industrie betrug während des Kriegs nur rund 10%. *Wegs,* Österreichische Kriegsindustrie (wie Anm. 17), S. 95–97; vgl. *Sigrid Augeneder,* Arbeiterinnen im Ersten Weltkrieg. Lebens- und Arbeitsbedingungen proletarischer Frauen in Österreich (Wien 1987) (= Materialien zur Arbeiterbewegung 46).

55 Abgebildet bei *Pfeiffenberger-Scherer,* Lend/Embach (wie Anm. 43), S. 118–121.

56 Zur Weltwirtschaftskrise in Salzburg, siehe *Christian Dirninger,* Konjunkturelle Dynamik und struktureller Wandel in der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes Salzburg im 20. Jahrhundert, in: *Dopsch/Spatzenegger* II/4, S. 2779–2783.

57 Geschäftsbericht der Konsumanstalten Lend Ges.m.b.H. 1939, S. 24.

58 *Bergher,* 90 Jahre SAG Lend (wie Anm. 41), S. 2 f. Die in der Aluminiumfabrik eingesetzten Polinnen erwähnt *O. P. Zier,* Lendliche Idylle (Bilder ohne Ausstellung), in: Menschen am Land. Photographiert von Fritz Macho in den dreißiger Jahren. Mit Texten von *Peter Rosei, O. P. Zier, Peter Weiermeier* (Salzburg 1981), S. 16.

59 *Bergher,* 90 Jahre SAG Lend (wie Anm. 41), S. 3.

60 *James H. Jackson,* Migration and Urbanization in the Ruhr Valley, 1821–1914 (Atlantic Highlands, N. J. 1997) (= Studies in Central European histories), S. 24.

61 Vgl. *Sylvia Hahn,* Standort von Fabriken — Wanderung von Arbeitern, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 22 (1992), S. 122.

62 *Robert Hoffmann,* „Außer Gebirg" und „Inner Gebirg" — Landeshauptstadt und Gebirgsgaue in historischer Perspektive, in: MGSL 140 (2000), S. 192.

63 Bereits beim Bau der Tauernbahn waren Arbeiter aus Kroatien, Italien und Slowenien im Gasteiner Tal beschäftigt. *Hanns Haas,* Es geht vorwärts. Die Salzburger Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, in: *Ingrid Bauer* (Hg.), Von der alten Solidarität zur neuen sozialen Frage. Ein Salzburger Bilderlesebuch (Wien—Zürich 1988) (= Veröff. des Ludwig-Boltzmann-Inst. f. Gesch. d. Arbeiterbewegung), S. 47. — Die AIAG hatte um 1900 in ganz Österreich in Zeitungen um Arbeitskräfte geworben. „Salzburger Wacht" 22 (1899), S. 4; ebda., 14 (1903), S. 5.

64 Vgl. *Lutz Niethammer* u. *Franz Brüggemeier,* Wie wohnten Arbeiter im Kaiserreich?, in: Archiv für Sozialgeschichte XVI (1976), S. 113.

65 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 108.

66 *Hoffmann,* „Außer Gebirg" (wie Anm. 62), S. 201.

67 Schon im 19. Jh. waren 24,8% der Einwohner der Stadt Salzburg oberösterreichischer Herkunft: ebda., S. 201. Der Zuzug aus Oberösterreich war stets groß und ist im Zusammenhang mit den Agrarkrisen des 19. und frühen 20. Jh. zu sehen. Vgl. *Roman Sandgruber,* Agrarpolitik zwischen Krisen und Konjunkturen, in: *Alfred Hoffmann* (Hg.), Bauernland Oberösterreich. Entwicklungsgeschichte seiner Land- und Forstwirtschaft (Linz 1974), S. 112–114; *Karl Pelz,* Konjunkturentwicklung und Agrarpolitik von 1918 bis 1970, in: ebda., S. 175–178.

68 *Jackson,* Migration and Urbanization (wie Anm. 60), S. 297.

69 Das Heimatrecht hatte sich seit der Novelle des Heimatgesetzes von 1896 nicht wesentlich geändert und wurde weiterhin durch Geburt, Heirat oder den Antritt eines öffentlichen Amtes erworben. Heimatgesetz vom 3. Dezember 1863, R. 105. Novellen: 5. Dezember 1896, R. 222; 30. Juli 1925, B. 186; 20. Dezember 1928, B. 355. Seit 1918 hatte das Heimatrecht neben der Armenversorgung bei der Erlangung der Staatsbürgerschaft Bedeutung erlangt, siehe *Ludwig Adamovich,* Grundriß des österreichischen Staatsrechtes (Verfassungs- und Verwaltungsrechtes) (Wien ^{2}1932), S. 84–88. Zur Geschichte des Heimatrechts siehe *Harald Wendelin,* Schub und Heimatrecht, in: *Waltraud Heindl* u. *Edith Saurer* (Hg.), Grenze und Staat. Passwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1867 (Wien—Köln—Weimar 2000), S. 173–343. Daneben gab es die Möglichkeit, das Heimatrecht zu erlangen: Seit 1896 hatten die Gemeinden die Pflicht, einem Zuwanderer nach zehnjährigem „freiwilligen und ununterbrochenen" Aufenthalt das Heimatrecht anzuerkennen, vorausgesetzt, die öffentliche Armenversorgung war nicht in Anspruch genommen worden. Heimatlose konnten dieses Recht nach bereits vier Jahren für sich beanspruchen. *Adamovich,* Grundriss des österreichischen Staatsrechtes (wie oben), S. 86–88.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

70 *Jackson,* Migration and Urbanization (wie Anm. 60), S. 266.

71 Aufgrund der Daten in: Bundesamt für Statistik (Hg.), Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934 (Wien 1935) (= Statistik des Bundesstaates Österreich, Heft 2), S. 7.

72 Vgl. zu diesem in der Diplomarbeit vernachlässigten Thema *Sylvia Hahn,* Fremde Frauen. Migration und Erwerbstätigkeit von Frauen am Beispiel Wiener Neustadt, in: Zeitgeschichte 20 (1993), S. 139–157. Zur Rolle der Zuwanderinnen in der Migrationsforschung siehe *dies.,* Wie Frauen in der Migrationsgeschichte verloren gingen, in: *Karl Husa, Christof Panreiter* u. *Irene Stacher* (Hg.), Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? (Frankfurt/M.—Wien 2000) (= Beiträge zur Historischen Sozialkunde 17, Internationale Entwicklung), S. 77–96.

73 *Meier/Weisz,* Geschichte der AIAG (wie Anm. 7), S. 202.

74 *Niethammer/Brüggemeier,* Arbeiter im Kaiserreich (wie Anm. 64), S. 128 f. Unter anderem bevorzugten die deutschen Krupp-Werke die billigeren ungelernten Arbeiter; ebda., S. 129, Anm. 290.

75 Typologie nach *Regina Köpl* u. *Leopold Redl,* Das totale Ensemble. Ein Führer durch die Industriekultur im südlichen Wiener Becken (Wien 1989), S. 9 f.

76 Ebda., S. 16.

77 *Hahn,* Standort von Fabriken (wie Anm. 61), S. 122.

78 *Köpl/Redl,* Das totale Ensemble (wie Anm. 75), S. 23.

79 *Hahn,* Standort von Fabriken (wie Anm. 61), S. 122.

80 *Niethammer/Brüggemeier,* Arbeiter im Kaiserreich (wie Anm. 64), S. 107.

81 Alfred Krupp (1812–1887) ließ vor den großen Arbeitersiedlungen Meisterhäuser errichten. *Roland Günter,* Krupp und Essen, in: *Martin Warnke* (Hg.), Das Kunstwerk zwischen Wissenschaft und Weltanschauung (Gütersloh 1970), S. 136.

82 So etwa in der Pottendorfer Spinnerei bereits Anfang des 19. Jh. *Renate Banik-Schweitzer,* Überleben war das Erste. Wohnverhältnisse der Industriearbeiter im 19. Jahrhundert, in: *Roman Sandgruber* (Red.), Magie der Industrie. Leben und Arbeiten im Fabrikszeitalter. Niederösterreichische Landesausstellung (München 1989), S. 155.

83 Alfred Krupp, 1871. Zit. nach *Günter,* Krupp und Essen (wie Anm. 81), S. 136.

84 Die Idee der Verbindung von Arbeit und Wohnen für Lohnarbeiter an einem Ort geht auf die Anfänge der Industrialisierung im 18. Jh. zurück. Zu den daraus entstandenen Reformplänen und Siedlungsmodellen siehe die Überblicksdarstellungen bei *Köpl/Redl,* Das totale Ensemble (wie Anm. 75), S. 11–14 u. 25–27; *Roger-Henri Guerrand,* Vom Phalansterium zur Werkssiedlung, in: *Michelle Perrot* (Hg.), Geschichte des privaten Lebens. 4. Bd.: Von der Revolution zum Großen Krieg (Augsburg 1999) (= Histoire de la vie privée. De la Révolution á la Grande Guerre [Paris 1987]), S. 371–383; *Renate Kastorff-Viehmann,* England, Frankreich, Preußen: Programme für den Arbeiterwohnungsbau im Industriegebiet im 19. Jahrhundert, in: Westfälische Forschungen 44 (1994), S. 121–155.

85 *Sylvia Hahn,* Rauhe Gesellen, achtbare Männer. Facharbeiter im 19. Jahrhundert, in: *Helene Maimann* (Hg.), Die ersten 100 Jahre. Österreichische Sozialdemokratie 1888–1988 (Wien 1988), S. 28.

86 Allgemeine Bauzeitschrift, 1868. Zit. nach *Köpl/Redl,* Das totale Ensemble (wie Anm. 75), S. 25.

87 Ebda., S. 24.

88 Ebda.

89 Ebda., S. 23 f.

90 Das vierte Haus Nr. 90 wurde mittlerweile abgetragen.

91 „Plan / zur Erbauung zweier einstöckiger Arbeiter-Wohnhäuser mit je 8 Wohnungen und rückwärtiger Unterkellerung / in Lend für die Aluminium-Industrie-Actien-Gesellschaft Neuhausen in der Schweiz. Salzburg den 27. Juni 1903", Stempelaufdruck rechts unten: „Jacob Ceconi / Architect und Stadtbaumeister / Schalmoos. Hauptstraße 9 / Salzburg". Abgebildet bei *Filzmoser,* Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung (wie Anm. 1), S. 124. — *Walburga Schobersberger,* Baumeister einer Epoche. Das gründerzeitliche Wirken der Baumeister- und Architektenfamilie Ceconi in Stadt und Land Salzburg, in: MGSL 125 (1985), S. 728, hat 1985

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

den Architekten der Werkssiedlung identifiziert. Sie datierte die Siedlung allerdings in das Jahr 1906.

92 Die übrigen vier Gebäude der „Oberen Personalhäuser" wurden 1907 vom Linzer Architekten Matthäus Schlager ausgeführt. „Plan / zur Erbauung zweier einstöckiger Arbeiter-Wohnhäuser mit je 8 Wohnungen und vorderseitiger Unterkellerung in Lend, für die Aluminium-Industrie-Aktiengesellschaft Neuhausen in der Schweiz. Linz, am 6. Februar 1907", Stempelaufdruck rechts unten „Matthäus Schlager / Dombauleiter u. Baumeister in Linz". Abgebildet bei *Filzmoser,* Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung (wie Anm. 1), S. 125. Die von Ceconi vorgegebene Planung wurde im Wesentlichen beibehalten.

93 *Zier,* Lendliche Idylle (wie Anm. 58), S. 20.

94 Ebda., S. 20.

95 *Karl Bubendorfer,* Sozialer Aufbau der Gemeinde und der SAG in Lend, in: Wir vom Aluminium. Werkszeitung der Salzburger Aluminium-Gesellschaft m.b.H. Lend 5/6 (1956), S. 23.

96 *Niethammer/Brüggemeier,* Arbeiter im Kaiserreich (wie Anm. 64), S. 108.

97 Vgl. die Beispiele bei *Köpl/Redl,* Das totale Ensemble (wie Anm. 75). Unübertroffen bleibt der manifestierte Machtanspruch im Bau der kruppschen Villa Hügel in Essen.

98 Zum gleichen Zweck hatte Alfred Krupp Fachwerksiedlungen bauen lassen — die rheinische Variante der „ländlichen" Bauweise: *Günter,* Krupp und Essen (wie Anm. 81), S. 144.

99 *Köpl/Redl,* Das totale Ensemble (wie Anm. 75), S. 39.

100 Übersichtsplan mit den „Oberen Personalhäusern" „Anlage Lend. Situation der Wohnhäuser im Buchberg. K.k. Bezirkshauptmannschaft St. Johann i. P. Lend, 19. Nov. 1907." Abgebildet bei *Filzmoser,* Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung (wie Anm. 1), S. 123.

101 *Köpl/Redl,* Das totale Ensemble (wie Anm. 75), S. 39 f.

102 Das Werkmeisterhaus existiert nicht mehr. Aufgrund der wenig aufschlussreichen Abbildungen stützt sich die Beschreibung auf die Schilderungen Josef Grubers. Interview mit Josef Gruber, 3.3.2003.

103 Vgl. *Josef Gruber,* Handel, Gewerbe und Handwerk in Lend. Entwicklung seit den Fünfzigerjahren, in: IGEL. Information Gemeinde Lend/Embach Juni (1998), S. 10 f.

104 „Salzburger Wacht" 20 (1901), S. 3.

105 Diese Präferenzen schlugen sich in den Mietpreisen nieder. Die großen Parterrewohnungen („außen") kosteten 1901 8 Gulden, die kleinen („innen") 7 Gulden. Im ersten Stock musste für die Zwei-Zimmer-Wohnung 9 Gulden bezahlt werden, für die Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung 8 Gulden. Im Jahr 1900 verdiente ein Arbeiter in der Ofenhalle zwischen 1,50 und 1,70 Gulden am Tag, ein knappes Viertel des Monatslohnes musste für eine Werkswohnung bestritten werden: „Salzburger Wacht" 20 (1901), S. 3.

106 Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Baracken in Wohnungen umgebaut. Bis in die siebziger Jahre lebten dort Arbeiterfamilien.

107 Wobei keine Unterscheidung zwischen der Art der Unterkunft getroffen wird. *Bubendorfer,* Sozialer Aufbau (wie Anm. 95), S. 23. Die Arbeiterzahl bezieht sich auf das Jahr 1925. Industrie-Compass Österreich (1925/1926), S. 487.

108 Interview mit Josef Gruber, 3.3.2003.

109 Zu den Bettgehern im Wiener Raum siehe *Josef Ehmer,* Wohnen ohne eigene Wohnung. Zur sozialen Stellung von Untermietern und Bettgehern, in: *Lutz Niethammer* (Hg.), Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft (Wuppertal 1979), S. 132–150. Zum Bettgehertum im Deutschen Reich siehe *Niethammer/Brüggemeier,* Arbeiter im Kaiserreich (wie Anm. 64), S. 115–128.

110 „Salzburger Wacht" 42 (1906), S. 4.

111 *Niethammer/Brüggemeier,* Arbeiter im Kaiserreich (wie Anm. 64), S. 115.

112 Ebda., S. 80.

113 Die Vermieter setzten sich dabei überwiegend aus den unteren Einkommensschichten zusammen; ebda., S. 115.

114 *Jackson,* Migration and Urbanization (wie Anm. 60), S. 274.

115 *Niethammer/Brüggemeier,* Arbeiter im Kaiserreich (wie Anm. 64), S. 134.

116 „Salzburger Wacht" 2 (1899), S. 3.

© Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Salzburg, Austria; download unter www.zobodat.at

117 *Kaut,* Der steinige Weg (wie Anm. 4), S. 37, Kurzbiografie S. 257 f. Siehe auch *Haas,* Es geht vorwärts (wie Anm. 63), S. 56.

118 *Josef Gruber,* Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Lend (anno dazumal), in: IGEL. Information Gemeinde Lend/Embach Juni (2002), S. 7.

119 *Hanns Haas,* Salzburg in der Habsburgermonarchie, in: *Dopsch/Spatzenegger* II/2, S. 975.

120 *Kaut,* Der steinige Weg (wie Anm. 4), S. 39.

121 „Salzburger Wacht" 4 (1899), S. 3.

122 „Salzburger Wacht" 1 (1901), S. 3.

123 Anfänglich in der „Salzburger Wacht" kommentiert, unter anderem in: Nr. 32 (1900), S. 3; Nr. 41 (1900), S. 4; Nr. 47 (1901), S. 3 u. Nr. 4 (1902), S. 3.

124 *Haas,* Es geht vorwärts (wie Anm. 63), S. 56.

125 „Salzburger Wacht" 20 (1901), S. 3.

126 *Kaut,* Der steinige Weg (wie Anm. 4), S. 54.

127 „Salzburger Wacht" 52 (1903), S. 3.

128 Ebda. 25 (1904), S. 3.

129 Ebda. 27 (1904), S. 4; Jahresbericht des Landes-Verbandes der Arbeiter-Vereine und Gewerkschaften für das Kronland Salzburg pro 1904. Beilage zur „Salzburger Wacht" 5 (1905), S. 1.

130 „Salzburger Wacht" 2 (1905), S. 6.

131 Ebda. 27 (1905), S. 5. Zit. nach *Neubacher,* Arbeitskonflikte (wie Anm. 13), S. 258 f.

132 „Salzburger Wacht" 28 (1905), S. 5.

133 Ebda. 42 (1906), S. 5.

134 *Neubacher,* Arbeitskonflikte (wie Anm. 13), S. 252.

135 *Kaut,* Der Steinige Weg (wie Anm. 4), S. 48.

136 Ebda., S. 258.

137 *Ingrid Bauer,* Zwischen konkreter Utopie und den Zwängen der Realität. Die 1920er Jahre, in: *dies.* (Hg.), Von der alten Solidarität zur neuen sozialen Frage. Ein Salzburger Bilderlesebuch (Wien—Zürich 1988) (= Veröffentl. des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung), S. 100.

138 Als erster Verein war 1902 der Arbeiter-Gesangsverein gegründet worden. „Salzburger Wacht" 3 (1902), S. 3 f. In den zwanziger Jahren entstanden u. a. ein Arbeiter-Radfahrverein, ein Turnklub, der Hebe- und Stemmklub und die Eisschützen. Die Gemeinde richtete einen Kinosaal ein. *Josef Gruber,* Lender Sportler — anno dazumal, in: IGEL. Information Gemeinde Lend/Embach Dezember (2001), S. 26; *ders.,* Im Wandel der Zeit, in: IGEL. Information Gemeinde Lend/Embach September (1999), S. 8. Die Kinderfreunde-Bewegung gründete eine Ortsgruppe. *Kaut,* Der Steinige Weg (wie Anm. 4), S. 100. Die Vereinsfotografien sind abgebildet bei *Filzmoser,* Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung (wie Anm. 1), S. 55.

139 *Alois Krammer,* Festschrift anläßlich des 50-jährigen Bestandes der Hauptschule Lend (Lend 1979).

140 *Bauer,* Zwischen konkreter Utopie (wie Anm. 137), S. 101.

141 *Krammer,* Festschrift (wie Anm. 139), S. 15. Franz Brutar starb 1936 in Lend. *Kaut,* Der Steinige Weg (wie Anm. 4), S. 258.

Anschrift der Verfasserin:
Mag. Romana Filzmoser
Guggenberg 1
A-5163 Mattsee
romana.filzmoser@utanet.at

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: 145

Autor(en)/Author(s): Filzmoser Romana

Artikel/Article: Wohnen, Arbeiten und Zuwanderung in Lend im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. 265-290